

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur Karl Bendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 10. Dezember 1903.

(Nachdruck verboten.)

Im Labyrinth der Sünde.

Kriminalroman von A. S. Green.

Aus dem Amerikanischen von M. Walter.

(Fortsetzung.)

„Verzeihung, meine Herren!“ unterbrach ihn hier die Stimme des alten Jonas, der schon vor einer Weile unbemerkt eingetreten war. „Wenn Sie denken, Herr Benson habe sich selbst vergiftet, so kann ich Ihnen etwas anderes erzählen, was ich mit eigenen Augen gesehen habe.“

Die Einmischung des Dieners schien Harry sehr unwillkommen zu sein, denn er sagte in abweisendem Ton: „Was können Sie zu berichten haben? Mein Vater hatte sich eingeschlossen und ließ niemand zu sich herein.“

„Ganz recht,“ nickte Jonas, „aber ich spreche auch nicht von ihm. Erinnern Sie sich des Mannes in dem gelben Domino, der sich im Saal herumtrieb?“

Harry bejahte.

„Nun sehen Sie,“ fuhr Jonas fort, „ich weiß nicht, was Sie davon denken werden; als ich aber kurz vor dem Unglück auf dem Balkon hin und her ging, warf ich einen Blick hier ins Zimmer und da sah ich den Mann im gelben Domino am Tisch stehen mit dem Glas in der Hand, das Fräulein Carry für den gnädigen Herrn hingestellt hatte. Was er da tat, konnte ich nicht bemerken, auch war ich so erschreckt, ein Gespenst in der Bibliothek zu sehen, die der gnädige Herr doch verschlossen hielt, daß ich eiligst fortlief, um Sie zu holen. Aber ich fand Sie nirgends, und als ich wieder her kam, lag mein armer Herr tot da.“

Der Arzt hatte aufmerksam zugehört. „Ihre Aussage ist sehr wichtig,“ äußerte er, als der Diener geendet, „wenn die gerichtliche Untersuchung stattfindet, werde ich Sie aufrufen lassen.“

Jonas zog sich zurück und Doktor Travis wandte sich wieder zu Harry: „Haben Sie eine Ahnung, wer dieser gelbe Domino war?“

Es entstand eine Pause. Ich sah deutlich, wie Dunkel Richard, der bei Erwähnung des Dominos in sichtlich Verwirrung geraten war, seinem Neffen einen beschwörenden Blick zuwarf. Doch Harry schien ihn nicht zu bemerken.

„Herr Doktor,“ sagte er in einem Ton, als fielen ihm die Antwort schwer, „ich weiß, wer den gelben Domino trug. Mein Bruder Richard —“

„Bruder?“ unterbrach ihn der Arzt überrascht. „Ich wußte nicht — doch ja, mir ist, als hätte ich einmal gehört, Herr Benson habe noch einen Sohn.“

„Mein Bruder war eine Zeit lang aus dem Vaterhause verbannt,“ erklärte Harry mit ernster Miene, „deshalb haben Sie ihn nie gesehen. Aber heute kam er hierher, um eine Verzeihung anzubahnen. Meine Schwester und ich waren ihm dabei behilflich, indem wir ihm ermöglichten, sich in Verkleidung Eintritt zu verschaffen. Ja, ich tat noch mehr für ihn — ich zeigte ihm einen Privateingang in die Bibliothek, damit er leichter zu dem Vater gelangen konnte. Daß aus dieser Begegnung irgend ein Unheil entstehen könne, kam mir nicht in den Sinn. Ich liebte meinen Bruder trotz allem, was vorgefallen war und vertraute ihm. Es ist mir unmöglich zu glauben, daß er —“

Hier brach er ab und wie von Schmerz überwältigt sank er in einen Sessel, das Gesicht mit den Händen bedeckend.

Doktor Travis, der keinen Grund hatte, dem jungen Mann zu mißtrauen, ließ sich durch dessen gut gespielte Komödie täuschen. „Herr Benson,“ sagte er mit teilnehmender Miene, „ich bedaure Sie aufrichtig. Solch ein Unglück in einer hochangesehenen Familie ist ein schwerer Schicksalsschlag. Wenn Ihr Bruder sich hier befindet —“

„Herr Doktor,“ unterbrach ihn Harry, mit erheucheltem Impuls die Hand des Arztes ergreifend, „Sie waren meines Vaters Freund — wollen Sie nun auch der unsere sein? So schrecklich es auch erscheint — es ist wohl zweifellos, daß mein Vater Selbstmord beging. Er hatte große Furcht vor diesem Tage, weil derselbe für ihn mit so traurigen Erinnerungen verknüpft war. Mein Bruder — ich muß Ihnen das langgeheutete Geheimnis notgedrungen enthüllen — wurde heute vor drei Jahren von meinem Vater ertappt, wie er ihm Wertpapiere aus dem Schreibtisch entwendete. Das führte zur Ausstoßung Richards, der sich vergebens bemühte, wieder aufgenommen zu werden. Der Vater ließ ihn nicht an sich herankommen. Heute aber muß er geahnt haben, daß diesmal meine Schwester und ich mit im Bunde waren, eine Verzeihung herbeizuführen. Dieser Gedanke mag ihn so aufgereggt haben, daß er den Tod einem Wiedersehen mit dem Sohne vorzog, der ihm so schweres Herzeleid bereitet und ihn zum Einsiedler gemacht hat.“

Arglos ging der Arzt in die Falle.

„Sie mögen Recht haben, Herr Benson,“ gab er zu, „doch weshalb ist Ihr Bruder nicht anwesend? Zwischen dem Zeitpunkt, in dem der Diener ihn sah und dem Augenblick, wo Ihr Vater sterbend zusammenbrach, können nur wenige Minuten verstrichen sein. Demnach ist er Zeuge gewesen, als Ihr Vater

den verhängnisvollen Trank zu sich nahm. Warum entfloß er so hastig, wenn ihn nicht noch etwas anderes als der Schrecken über das Geschehene forttrieb?"

„Diese Frage vermag ich nicht zu beantworten,“ entgegnete Harry, „wie und nimmer will ich glauben, daß Richard ein so furchtbares Verbrechen beging. Ein Dieb braucht noch kein Vatermörder zu sein. Und selbst wenn er sich in großer Bedrängnis befand, so hätte er doch schwerlich gewagt, sich durch eine solch fluchwürdige Tat in den Besitz seines Erbschafts zu setzen und sich den unverföhnlichen Haß seiner Geschwister zuzuziehen. Nein, nein, wenn mein Vater an Gift starb, so geschah es durch eigene Hand oder ein unglückliches Versehen, sicher aber nicht durch Richards Verschulden.“

„Wer hat gewagt, ihn einer solchen Tat zu verdächtigen?“ erklang plötzlich eine Stimme hinter dem Sprecher.

Die Anwesenden drehten sich um: an der Tür stand hochaufgerichtet wie eine zürnende Göttin Edith Benson.

„Edith? Du?“ stammelte Harry und der Blick, den er auf sie richtete, zeigte mir deutlich, daß er das schöne Mädchen liebte. „Hier ist nicht der Platz für Dich! Geh' zu Harry und bleibe mit ihr unten im Salon, bis wir kommen.“

„Mein Platz ist da, wo Richard Bensons Name ausgesprochen wird,“ gab sie mit herbem Stolz zurück. „Ich bin seine Braut und habe deshalb ein Recht zu bleiben. Und nun frage ich nochmals — wer hat es gewagt, ihn, den besten, großherzigsten Mann unter der Sonne so schmähtlich zu verdächtigen?“

„Niemand, niemand!“ beeilte sich Harry zu antworten. „Ich sagte nur —“

Sie unterbrach ihn mit einer verächtlich abwehrenden Bewegung und sich zu Doktor Travis wendend, fragte sie: „Sie haben doch keinen Verdacht gegen Richard Benson ausgesprochen, Herr Doktor? O, Sie kennen ihn nicht, niemand kennt ihn. Sein eigener Vater wußte ihn nicht zu schätzen. Aber Papa und ich, wir wissen, daß er keiner unehrenhaften Tat, geschweige denn eines Verbrechens fähig ist. Wenn Onkel Benson wirklich vergiftet worden ist, so glaube ich eher, daß dieser da —“ sie wies mit zorniger Geberde auf Harry — „die Hand dabei im Spiel gehabt hat, als sein armer, verstoßener Bruder.“

Die so unerwartet entgegengelehndete Anklage brachte den jungen Mann für einen Augenblick aus der Fassung, doch nur für einen einzigen, im nächsten hatte er seine ganze Selbstbeherrschung wiedergewonnen.

„Du vergiftet Dich, Edith!“ sagte er sanft verweisend, „aber ich entschuldige Dich, denn das schreckliche Ereignis hat Dich verwirrt. Sehen Sie, Herr Doktor“, wandte er sich zu diesem, „meine Kusine war vor dem Ereignis, von dem ich Ihnen sprach, mit Richard verlobt. Sie hielt ihn natürlich für unschuldig, weil ein solches Verbrechen sie getrennt haben würde. Trotz aller Gegenbeweise hat sie daran festgehalten, in ihren Augen ist er ein Märtyrer, ein Opfer, ein unschuldig Verstoßener. Leider hat sie sich einer grausamen Täuschung über ihn hingeeben; Harry und ich —“ er blickte nach der Tür, durch die eben seine Schwester eintrat — „wissen es aufs bestimmteste, daß er damals den Diebstahl begangen hat. Doch hier handelt es sich nicht um die Vergangenheit, sondern darum, ob seine heutige Anwesenheit mit dem jähen Tode unseres Vaters in Zusammenhang steht. Ich kann es nicht glauben und doch —“ Hier brach er mit wohlberedeltem Effekt ab.

„Es ist nicht wahr!“ beharrte Edith mit flammendem Miß. „O, wenn doch Richard hier wäre! Er müßte sprechen, brächte es auch allen Verderben!“

Das Mädchen sah wunderschön aus, wie sie so energisch für den Geliebten eintrat. Doch gelang es ihr nicht, Doktor Travis für ihre Ansicht zu gewinnen.

„Wir können nicht eher an seine Unschuld glauben, bis es sie bewiesen hat“, bemerkte er. „Warum ist er nicht hier?“

„Das eben spricht gegen ihn“, fiel Harry ein. „Er entfloß, sobald er den Vater stürzen sah.“

„Aber er wird sicher zurückkehren“, versicherte Edith.

„Das allerdings wäre ein Beweis seiner Unschuld“, gab der Arzt zu.

„Nun, dann sollen Sie diesen Beweis erhalten!“ rief ich, einem plötzlichen Impuls folgend, aus meinem Versteck hervor, warf rasch den Domino um, legte die Maske vors Gesicht und trat lech in den Kreis der überraschten Verwandten.

VIII.

Mein Erscheinen wirkte wie ein Donnerschlag auf die Anwesenden. Alle standen wie erstarrt. Edith war die erste, die sich sagte, indem sie mit einem Jubelruf auf mich zueilte. Doch ich wehrte sie mit leichter Handbewegung ab und trat dem jungen Benson gegenüber.

„Aus welchem Grunde“, fragte ich in gemessenem Ton, „beschuldigt man den gelben Domino des Giftmordes? Was hat er getan, um einen solchen Verdacht zu rechtfertigen?“

Da ich mir jetzt keine Mühe gab, meine Stimme zu verstellen, so machte ihr fremder Klang den Heuchler stutzig. Es sprach eine gewisse Ungstlichkeit aus seinen Worten, als er die Gegenfrage tat: „Bist Du nicht Richard? Deine Stimme klingt so fremd. Ich gab Dir doch im Garten den Domino und zeigte Dir später den Weg hierher?“

„Gewiß“, gab ich zu, „und ich bin auch derjenige, der in dem kleinen Nebenraum da drüben“, ich wies nach meinem Versteck, „Zeuge von dem war, was sich hier abspielte. Wenn der gelbe Domino Herrn Benson vergiftet haben soll, so wäre ich der Schuldige, denn von dem Augenblick, wo ich im Garten den gelben Domino und die Maske erhielt, bis jetzt hat kein anderer ihn getragen — das können der Herr da, der sich mir gegenüber Onkel Richard nannte, und die Dame, Fräulein Edith, bezeugen.“

Während ich sprach, war Harry Bensons Gesicht geradezu eine Studie. Er hatte die Maske der Undurchdringlichkeit fallen lassen; Mut, Zorn und — Furcht spiegelten sich in seinen Zügen, aus denen alle Farbe gewichen war.

„Wer sind Sie?“ fuhr mich der Heuchler an. „Nehmen Sie die Maske weg, damit wir sehen, wer es wagt, zu so unpässender Zeit seinen Scherz mit uns zu treiben.“

„Noch ein wenig Geduld“, erwiderte ich kaltblütig. „Vorerst möchte ich aufs unzweifelhafteste konstatieren, daß ich wirklich als gelber Domino im Ballsaal figurierte. „Herr Benson“, wandte ich mich hierauf an Ediths Vater, „erinnern Sie sich der Worte, mit denen Sie mir in den Weg traten?“

„O ja“, nickte dieser, der die Situation nicht recht zu begreifen schien. „Ich sagte: Ein falscher Handstreich führt leicht zu Mißverständnissen.“

„Worauf ich entgegnete,“ fiel ich ein, „ja, das ist wahr, eine Antwort, die Sie veranlaßte, mir über Verschiedenes Aufschluß zu geben.“

Der alte Herr schaute ein wenig verlegen drein, sagte aber nichts, sondern beschränkte sich auf ein bedächtiges Kopfnicken.

„Und Sie, mein Fräulein“, wandte ich mich nun zu Edith, „werden, wenn Sie sich auch nicht mehr der Worte unseres Gespräches erinnern sollten, doch bestätigen können, daß ich es war, mit dem Sie in der Fensternische sprachen.“

„Ja“, gab sie bereitwillig zu.

„Es bedarf jetzt nur noch“, fuhr ich fort, „der Versicherung Herrn Bensons, daß ich es war, den er hierherführte. Es wird ihm umso leichter fallen, wenn er sich erinnert, welche Instruktionen er mir erteilte, als er mich mit dem Domino versah.“

„Diese Instruktionen galten nur meinem Bruder“, warf Harry ein.

„So,“ gab ich ironisch zurück, „also Ihrem Bruder galt der Wink, das Glas, das auf dem Tische stand, zu untersuchen, wohl wissend, welcher Verdacht dadurch auf ihn fallen konnte.“

„Ist das wahr?“ fragte Doktor Travis überrascht.

Statt aller Antwort stürzte Harry zornentbrannt auf mich los. „Fort mit der Mummerei!“ rief er heftig. „Zeigen Sie Ihr Gesicht! Wir wollen wissen, wer Sie sind.“

In der Tat war jetzt der Augenblick gekommen, den Beteiligten reinen Wein einzuschänken. Rasch die Verkleidung beiseite werfend, trat ich einen Schritt vor. „Da sehen Sie mich an,“ sagte ich gelassen. „Trauen Sie mir zu, Herrn Benson ermordet zu haben?“

Ein Schrei der Überraschung entfuhr den Lippen der Anwesenden, als sie ein ihnen völlig fremdes Gesicht vor sich sahen. Harry aber stieß einen unterdrückten Fluch aus — er sah sein Spiel verloren, sein Verbrechen entdeckt. Allein er war zu schlau, zu gerieben, um sich sofort gefangen zu geben.

„Sie Betrüger! Sie Spion!“ schrie er mich an. „O, ich durchschaue Ihre Schurkerei! Mein Bruder hat Sie gedungen. Auf sein Geheiß haben Sie sich hier eingedrängt, unsere Familienangelegenheiten ausspioniert und meinen Vater vergiftet. Und nun wollen Sie mit teuflischer Berechnung mir das Verbrechen zuschieben. Ein fein ersonnener Plan, mein werter Herr! Nur schade, daß er nicht nach Ihrem Sinne zur Ausführung gelangt! Das werden Sie morgen einsehen, wenn Sie für Ihre Schurkerei ins Gefängnis wandern.“

Im Bewußtsein, den letzten Trumpf in den Händen zu halten, ließ ich ihn ruhig ausreden. „Ihre Beschuldigung klingt sehr glaubhaft,“ entgegnete ich alsdann, „nur haben Sie im Eifer eins übersehen. Sie nennen mich einen Spion. Gut, das bin ich. Allein, wenn dieser „Spion“ im Dienste des Gesetzes steht, kann man ihn nicht ohne weiteres hinter Schloß und Riegel setzen. Sie werden mir nunmehr gestatten, mich Ihnen als Detektiv der Geheimpolizei von Washington vorzustellen. Mein Amt ist es, Verbrechen zu enthüllen und die Übeltäter zu entlarven.“

Ich blickte ihm dabei fest ins Auge, und schuldbewußt senkte er den Blick.

„Ein Detektiv?“ stotterte er mühsam hervor.

„Wenn Sie etwa Zweifel hegen,“ bemerkte ich kalt, „so stehen Ihnen meine Legitimationspapiere zu Gebote. Welche Motive mich hierhergeführt haben, kommt vorerst nicht in Betracht; es wird genügen, wenn ich Ihnen sage, daß ich geraume Zeit hinter jenem Schirm stand, daß ich den Ausruf des Dieners vernahm, Herrn Benson eintreten, das Glas austrinken und dann zu Boden stürzen sah. Und als Augenzeuge dieser Tatsachen kann ich beschwören, daß, wenn Herr Benson durch das Trinken aus dem Glase vergiftet worden ist, dieses Gift bereits in dem Glas vorhanden war, bevor er oder der gelbe Domino den Raum betrat. Wer der Täter gewesen, überlasse ich Ihnen, ausfindig zu machen — meine Pflicht hier ist für heute beendet.“

Und mit einer Verbeugung zog ich mich nach der Tür zurück. Harry Benson jedoch trat rasch auf mich zu.

„Gehen Sie nicht fort, mein Herr,“ bat sie dringend, „ohne mir gesagt zu haben, wo sich mein Bruder Richard befindet. Ist er in der Stadt oder hier in der Nähe? Ich — ich bin jetzt eine Waise —“ ihre Augen füllten sich mit Tränen — „die zu

gleicher Zeit nicht nur den geliebten Vater, sondern auch den Bruder verloren hat, dem sie bisher blindlings vertraute.“

„Ihr Bruder Richard steht nicht mit mir in Verbindung“, erwiderte ich, „wir sind uns ganz fremd. „Wenn er aber von Gestalt groß und breitschultrig ist, mit frischer Farbe und blondem lockigem Haar, so habe ich einen solchen Mann vor etwa einer Stunde im Garten nahe dem Gewächshaus gesehen. Vielleicht ist er noch dort.“

„Nein, er ist hier“, erklang eine kräftige Stimme hinter mir, und im nächsten Augenblick stand Richard Benson inmitten unseres Kreises.

„Harry“, redete er den Bruder in vorwurfsvollem Tone an, „was soll das bedeuten? Der Vater liegt im Sterben, und Ihr Laßt mich draußen stehen, anstatt mich zu benachrichtigen. Ist das recht gehandelt?“

„Ach, Richard“, unterbrach ihn seine Schwester. „Wenn Du wüßtest, was geschehen ist! Wir alle glaubten, Du seiest hier, denn der Mann dort —“ sie wies auf mich — „gab sich für Dich aus, so erhielt er den gelben Domino und durch ihn erfuhren wir —“ Sie stockte.

„Daß Ihr Bruder Harry ein Schurke ist“, ergänzte ich ihren abgebrochenen Satz.

„Großer Gott!“ stieß Richard hervor, seinen Blick auf den finstern dreinschauenden Bruder richtend.

„Und es ist jetzt Zeit“, fuhr ich zu Onkel Richard gewendet fort, „daß Sie die Vermutungen, die Sie mir im Vertrauen aussprachen, nunmehr laut wiederholen.“

„Ja, Sie haben recht“, stimmte der alte Herr energisch bei. „Richard, mein Junge, drei Jahre hast Du unter einem schrecklichen Verdacht gelebt. Dein Vater beschuldigte Dich einer ehrlosen Tat, und Du machtest keinen Versuch, Dich dagegen zu verteidigen. Die Deinigen faßten dies als Schuldbewußtsein auf, wir jedoch, Edith und ich, erblickten darin nur einen Akt der Selbstaufopferung, der Großmut. Der Vater, dem Du eine schwere Enttäuschung ersparen wolltest, ist tot — Du kannst nun frei herausreden. Hast Du damals die Wertpapiere genommen?“

„Nein! Ich schwöre es bei Gott!“ war Richards feste Erklärung.

Mit einem Jubelruf stürzte Edith auf ihn zu. „Ich wußte es! Mein Richard, Du bist unschuldig!“

Der junge Mann schloß die Geliebte zärtlich in seine Arme. Dieser Anblick brachte Harry um den letzten Rest seiner Fassung. „Ihr seid alle Narren!“ rief er mit wutentstelltem Gesicht. „Laßt Euch von einem Lügner und von einem gedungenen Spion umgarnen! Aber glaubt mir nicht, über mich triumphieren zu können. Ich gehöre nicht zu denen, die sich kleinmütig für besiegt erklären. Noch habe ich ein Wort zu sagen, ein Wort, das genügen wird, meinem heuchlerischen Bruder die Freude an seinem Sieg zu verderben.“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Kriegslift.

Aus den Erinnerungen des Majors Felix Frhrn. v. Stenglin.

„Es gehörte durchaus nicht zu den Annehmlichkeiten, im Dezember bei Schneegestöber dem Bau der Brücke über die Saône zusehen zu müssen,“ so begann der Major, als ich eines Nachmittags bei ihm im warmen Zimmer saß, während draußen die Schneeflocken in wilder Hast durcheinander wirbelten.

„Auf 'nem Bilde,“ so fuhr er fort, „steht sich so etwas ja sehr nett an. „Auf Vorposten bei Schneegestöber“, oder „der getreue Reitermann“ oder „Steh' ich in finst'rer Mitternacht —“ Gott, wie glücklich sehen die Leute immer im Bilde aus! Und wie zufrieden schmunzelt der Spießbürger, wenn er in seiner Zeitschrift solch 'ne Abbildung zu Gesicht bekommt!“

Losreiten, einem Ziele zu, wenn's auch im Monde ist, man läßt sich's gefallen. Aber stehen und warten, daß einem alle Eingeweide im Leibe erfrieren, ohne jegliche Seelenstärkung, da hört man die Engel im Himmel pfeifen.

Na endlich durften wir ja auch losreiten, und wie das kam, werde ich Ihnen erzählen.

Meine Leutnants hatte ich für 'ne Stunde nach Pontarlier beurlaubt. Kurz ehe die Zeit um war, sah ich sie von weitem heransprengen. Na, ich merkte gleich, was die Glocke geschlagen hatte! Immer in scharfem Galopp auf der glattgefrorenen Straße, also tüchtig eingeheizt.

„Postausend, wer ist denn das?“ sag' ich da zu Max Töffens, meinem Wizewachtmeister. Machte alles, konnte alles, sprach alle Sprachen, war schon in Amerika und Australien gewesen. Famoser Kerl, der Töffens.

„Ja, das sind die beiden Herren Leutnants“, sagt er.

„Das sind sie, aber der dritte?“

„Ja, den kenn' ich auch nicht.“

Indem kamen sie heran. Es war der Pollwitz, Adjutant vom Obersten, der das Detachement führte.

„Sie sind's?“ ruf' ich ihm entgegen. „Was bringen Sie Schönes? Hoffentlich gibt's bald Erlösung aus diesem Sauwetter, sonst muß man uns nächstens ausgraben und unsere Kasse dazu. Sind alles gute Ostpreußen, die Pferde nämlich, wär' doch schade drum.“

Das meint' er zwar auch, aber helfen könnt' er uns doch nicht. Im Gegenteil! Der Befehl lautete nämlich: „Sowie die Schiffbrücke passierbar ist, geht der Rittmeister mit seiner Schwadron und einer anderen, die zu ihm stoßen wird, über die Saône und streift bis unter die Wälle von Auxonne, bis die Requisitionen jenseits des Flusses beendet sind.“

Na ja, die hundert und mehr Wagen standen ja auch schon da und harrten des Augenblicks.

„Ausgezeichnet!“ sag' ich zu Pollwitz, obwohl ich wieder wußte, wo es nach Auxonne ging, noch wie ich bis unter die Wälle streifen sollte, ohne einfach abgeknallt zu werden.

Pollwitz war übrigens ein besserer Mensch als ich vermutet hatte, er überreichte mir eine Flasche Punsch und sagte: „Dies, lieber Rittmeister, hab' ich Ihnen mitgebracht, da ich mir schon denken konnte, daß Ihre Offiziere nicht für Sie sorgen würden.“

Natürlich hatte er recht; sie hatten nicht für mich gesorgt, sondern nur für sich selbst.

Bald darauf kam die Schwadron, die zu uns stoßen sollte, ich übernahm das Kommando, und wir gingen über die Brücke.

„Escadron Trab!“ Fast lautlos trabten meine Mannen über den weißen Schnee. „Im nächsten Dorf,“ denk' ich, „wirft Du die Richtung, die Du einschlagen mußt, schon erfahren.“

Alles wie ausgestorben, als wir durch das erste Dorf kommen. Nur eine weiße Gestalt steht in einer Haustür, ein Jüngling, ganz in die Farbe der Unschuld gekleidet, so was wie ein Zuckerbäcker.

Ah, denk' ich, das ist unser Mann!

Die Zuckerbäcker sind verhältnismäßig gebildete Leute, sie müssen die Namen auf Torten richtig schreiben können und außerdem doch 'n riesig gefesteten Charakter haben, wenn sie nicht die teuersten Bissen — denn aus den billigen machen sie sich bald nichts mehr — in ihren Magen fortstamotieren sollen. Ich rufe also Töffens.

„Der Mann flößt mir Vertrauen ein, Töffens. Fragen Sie ihn doch mal in Ihrem eleganten Französisch, wie wir am nächsten nach Auxonne kommen. Die sechstausend Mann Besatzung müssen wir in Schach halten, oder der Teufel soll uns freikassieren.“

Töffens reitet also heran und fragt. Der Weiße aber schüttelt den Kopf und gestikuliert mit den Händen.

„Ah non! Ne sais pas! Auxonne — ne sais pas!“ Er weiß es nicht!

§ Du! Dich soll dieser oder jener!

Ich suche mir also zwei tüchtige Reiter aus meiner Schwadron heraus und befehle ihnen den weißen Gefellen zu ergreifen. Der eine muß ihn vorn zu sich aufs Pferd nehmen. „Und nun vorwärts, Ihr beide als Spitze voran und die Gäule nicht geschont, immer im schärfsten Trab, bis der Kerl müde wird und Euch den Weg nach Auxonne zeigt.“

Die Kerls also vor und wir hinterdrein.

„Ah — je suis mort — ah!“ Der Zuckerbäcker schreit und strampelt mit Armen und Beinen, es nützt ihm alles nichts. Die Mühe hat er natürlich nach den ersten paar Schritten verloren. Ich glaube, der Kerl war der festen Überzeugung, sein letztes Stündlein wäre gekommen. Das weiße Männchen vornweg, ging's lustig ins Land hinein.

Es dauert aber nicht lange, da hören wir ein Brüllen vorne: „Voilà Auxonne! Grâce! Grâce! Voilà Auxonne!“

Ich lasse Schritt blasen und befehle, daß sie dem Manne Zeit lassen sich zu verpusten. Er kann's aber gar nicht abwarten, uns zu beschreiben, wo Auxonne liegt.

„Laßt den Kerl laufen!“

Und wir traben davon.

Nach einer Stunde sind wir am letzten Dorfausgang angekommen, und ich lasse halten. In der Ferne sah man die Wälle von Auxonne.

Was ich sollte, war mir ja klar: dafür sorgen, daß die Requisitionen nicht gestört wurden. Wenn der letzte vollgeladene Wagen wieder über die Saône zurückging, war meine Aufgabe erfüllt.

Machte die Garnison von Auxonne vorher einen Ausfall, so konnte das Unternehmen schlecht für uns enden. Jedenfalls muß' ich also alle Bewegungen des Feindes rechtzeitig melden. Um das zu können, brauchte ich nun einfach hier stehen zu bleiben und nach beiden Seiten zu patrouillieren.

Nach dem Befehl aber sollte ich bis unter die Wälle von Auxonne streifen. Ob der Befehl vernünftig war, hatte ich nicht zu untersuchen, ich hatt' ihn einfach auszuführen.

Als ich am Dorfausgang angekommen war, wußte ich, was ich wollte.

Nach meinem Plan führte ich nicht nur den Befehl aus, sondern gewann vor allen Dingen Zeit; vielleicht konnte ich sogar jede Bewegung des Feindes im Keime ersticken, wenn ich ihn irre leitete.

„Wachtmeister Töffens, ich beauftrage Sie hierdurch, sofort irgend ein weibliches Kleidungsstück von weißer Farbe aufzutreiben.“

Er sah mich etwas verdutzt an, der gute Töffens, aber nach zehn Minuten kam er mit einem großen weißen Bettlaken an und fragte, ob das nicht auch ginge.

„Ausgezeichnet!“ Es wurde zusammengelegt und dem Trompeter übergeben. Außer diesem und Töffens, der mir wegen seiner französischen Kenntnisse unentbehrlich war, begleitete mich noch der Chef der zu mir gestochenen Schwadron. Ein martialischer, verwegen aussehender Kerl, dieser Rittmeister Hell mit seinem langen, roten Schnurrbart und seiner Sakeinnase. Ein vorzüglicher, schneidiger Offizier und treuer Kamerad.

Ich übergab dem ältesten Leutnant das Kommando über die beiden Schwadronen, und wir vier ritten gerade auf die Wälle von Auxonne los.

Es kann Dein letzter Ritt sein, sagte ich mir, aber Du hast dann wenigstens nach besten Kräften dafür gesorgt, daß Deine Kameraden was zu futtern bekommen. Ein flüchtiger Gedanke nach Haus an die Frau, den Jungen und die kleinen, lieben Mädels, — und dann war ich wieder ganz bei der Sache.

Das war auch sehr nötig, denn alsbald pfliffen uns ein paar blaue Bohnen um die Ohren.

Wir hielten.

„Trompeter, die weiße Fahne hoch!“ Das Laken flatterte an der Lanze. „Noch höher! Und dann blasen Sie alle Signale, die Sie können, hintereinander weg.“ Erst blies er die Signale, und dann „Ich bin ein Preuße“, „Die Wacht am Rhein“, und als er nichts mehr wußte, da blies er „Vott ist tot, Julie liegt im Sterben.“

Das letzte schöne Lied schien seine Wirkung zu tun, denn die Wache, etwa zwanzig Mann, trat auf den Wall. Dann kommandierte einer, und die Gesellschaft war so freundlich, gerade auf uns anzuschlagen. Nun galts! Ich raffte also in der Eile mein bißchen Französisch zusammen und schrie, so laut ich konnte: „Fusil à terre!“ (Gewehre nieder!)

Und wirklich gehorchten die Kerle, als wenn ihr Leutnant kommandiert hätte.

„Die Fahne schwenken, Trompeter.“ Das Laken flog um unsere Köpfe. Dann sahen wir, wie drüben ein kleiner Mann vor die Wache trat. Jetzt mußte Töffens ran.

„Wachtmeister Töffens, sagen Sie ihm, daß ich den Kommandanten zu sprechen wünschte.“

Töffens trat in die Verhandlung ein und entledigte sich seiner Aufgabe mit so vielem Geschick, daß wir wirklich in die Festung eingelassen wurden. Wir stiegen von den Pferden, übergaben sie dem Trompeter, der draußen zurückblieb, und wurden mit verbundenen Augen durchs Tor geführt. Da hatten sie inzwischen Generalmarsch geschlagen, und ganz Auxonne war auf den Beinen. Durch verschiedene Straßen ging es, — ein Lärmen rings umher wie in einem Bienenschwarm, — bis zur Wohnung des Kommandanten. Dann eine Treppe hinauf und in einen mit Menschen angefüllten Raum. Die Binden wurden uns abgenommen. Wir befanden uns in einem Saal, der vollgepropft war mit Offizieren.

So, drinn waren wir! Ob wir wieder herauskommen?

Ich sah mich um. „Monsieur le commandant?“ fragte ich. Ein statlicher Herr vor mir schlägt seinen Mantel zurück, so daß ich das croix d'honneur auf seiner Brust bewundern kann. Wir stellen uns gegenseitig vor.

Bis dahin war die Sache verhältnismäßig einfach, jetzt aber mußte irgend etwas geschehen. Der Kommandant konnte verlangen, daß wir ihm etwas zu sagen hatten.

Ich stehe auf meinen Säbel gestützt da und sehe zur Seite auf Töffens.

„Wachtmeister Töffens, sagen Sie dem Herrn Kommandanten, daß er hiermit zur Übergabe der Festung aufgefordert wird.“

Es geschieht; der Kommandant weigert sich verhältnismäßig höflich, aber bestimmt.

„Sagen Sie ihm, daß wir der Besatzung freien Abzug gewähren — ohne Waffen natürlich — doch müsse die Festung noch heute — augenblicklich — geräumt werden.“

Der Kommandant weigert sich noch immer.

„Sagen Sie dem Herrn Kommandanten, es sei, wie er vielleicht schon wisse, eine Brücke über die Saône geschlagen, und der Belagerungspark — wie ihm vielleicht ebenfalls gemeldet

sei — bereits unterwegs, und er habe das Schicksal von Neu-Breisach zu erwarten.“ Ich verstärkte meine Instruktion, indem ich mit lauter Stimme die drei Worte „Capitulation ou bombardement!“ herausschleuderte.

Mit einer Ruhe, die mich für ihn einnahm, lehnte der Kommandant auch jetzt die Übergabe ab.

Wenigstens hatte ich ihm beigebracht, daß die hundert Jouragemagen der Belagerungspark seien. So wurde er vielleicht doch in heilsamem Respekt erhalten und die Requisition konnte ungehindert von statten gehen.

„Wachtmeister Töffens, sagen Sie dem Herrn Kommandanten, dann wäre meine Aufgabe erfüllt.“

Ich dachte stark daran, mich zurückzuziehen, denn die Mienen der Offiziere wurden drohend. Es war Zeit, ein Ende zu machen.

Da wandte sich das Blatt. Der Kommandant sagte in aller Ruhe: „Votre ordre, mon capitaine?“

Eigentümlicher Moment. Ich sollte ihm einen schriftlichen Befehl vorzeigen, sozusagen meine Legitimation. Da ich aber naturgemäß keine hatte, war das schwierig.

Doch ich durfte keinen Augenblick verlegen scheinen: „Ah, mon ordre, den sollen Sie haben, donnez-moi de l'encre, du papier —“ („Geben Sie mir Tinte und Papier —“)

Man brachte Papier und Feder, ich setzte mich nieder und schrieb: „Im Namen des Generals v. L.! Aufforderung zur Übergabe der Festung Auxonne mit freiem Abzug der Besatzung.“ Dann meine Unterschrift.

„Voilà, mon colonel. Mon ordre. Et votre réponse?“ sagte ich dreist.

Er gab mir seine negative Antwort schriftlich. Sie schloß mit der Erklärung, daß er die Mittel habe, sich hartnäckig zu verteidigen.

„Mon — colonel —“ Ich verbeuge mich und will mich mit meinen Begleitern empfehlen, da fühle ich mich an meinem Arm gepackt. Im ersten Augenblick denke ich, es ist ein Franzose, der mich festnehmen will, dann sehe ich aber, daß mein guter Hellsich mir auf diese Weise bemerkbar macht.

Ich seh' ihm ins Gesicht und bemerke, daß er ungeheuer indigniert aussieht.

„Nein!“ sagte er da laut und schüttelt den Kopf. „Nein! So geh' ich nicht fort!“

„Mensch, um Gotteswillen —“ flüstere ich.

„Nein! Das wäre noch besser. Was? Bis hierher habe ich Dich begleitet, habe mit Dir gehungert und gefroren. Jetzt verlange ich mein Schweinevesper! Das ist sogar das mindeste, was ich verlangen kann, und was den Geboten kameradschaftlicher Rücksicht entspricht.“

Ich wußte zuerst nicht, was ich sagen sollte, diese Dreistigkeit schien mir unerhört. Ein Schweinevesper! Heimatliche, ostpreussische Erinnerungen; denn so nennt man bei uns auf dem Lande die Mahlzeiten zwischen Vesper und Abendbrot, zur Zeit der Schweinefütterung.

Er war absolut nicht wegzubekommen, der Hellsich. Und da seine Forderung sozusagen eine innere Berechtigung hatte — denn wir waren den ganzen Tag unterwegs, ohne etwas Ordentliches gegessen zu haben — so empfahl ich unserem Max Töffens die Angelegenheit zu weiterer Erledigung, indem ich meine Ruhe und Würde angesichts dieser neuen Sachlage nach Möglichkeit zu wahren suchte. Am besten, man stellte sich, als ob ein Schweinevesper zu den offiziellsten Dingen der Welt gehöre, die von einer Verhandlung mit deutschen Offizieren unmöglich zu trennen sei. In welchem Geruch man das deutsche Offizierkorps damit brachte, war zwar nicht abzusehen, vorläufig aber auch gleichgiltig. Hellsich

stand da wie ein zürnender Jupiter und verlangte nach seinem Schweinebesper. Gut denn.

Und wirklich, der Gewandtheit unseres Löffens gelang es, auch dieses gefährliche Hindernis glänzend zu nehmen.

Der Oberst lächelte zwar etwas eigentümlich, aber er war sofort bereit, den Befehlen der deutschen Kameradschaft, wie sie ihm durch Löffens geschildert waren, zu genügen. Ein großer mit Knoblauch gespickter Schinken erschien, dann eine Batterie von vier Flaschen schwersten Burgunders. Wir wurden höflich genötigt, Platz zu nehmen, der französische Oberst setzte sich zu uns, und wir ließen es uns wohlschmecken.

Es war doch ein verteufelter Kerl, der Sell, dachte ich immer wieder bei mir, während ich meinen Hunger unter so eigentümlichen Verhältnissen stillte und den starken Wein durch meine Kehle rollen ließ. Um so mehr bewunderte ich seine Kühnheit, als er sich nicht etwa in animierter Stimmung befand, sondern nüchtern wie eine Niedermaus war. Doch damit — mit der Nüchternheit, hatte es nun freilich ein Ende.

Der französische Oberst füllte mit ausgesuchter Höflichkeit immer wieder aufs neue unsere Gläser, bald legte sich eine Art Nebel vor meine Augen.

Die Unterhaltung der im Saal befindlichen, Zigaretten rauchenden französischen Offiziere schien mir lebhafter und lebhafter zu werden, und ab und zu glaubte ich einige Worte zu verstehen, die ich mir nicht gerade günstig für uns deutete. Na, dem Trompeter hatte ich ja Bescheid gesagt. Wenn wir in zwei Stunden nicht aus der Festung herauskämen, sollte er zu den Schwadronen zurückreiten und melden, daß wir totgeschossen oder gefangen wären.

Aber was war das nur?

Immer drohender schienen mir die Gebärden der Offiziere zu werden, immer lauter, gellender drangen ihre Reden an meine Ohren. Der Zustand gefiel mir so wenig, daß ich beschloß, ihm durch einen neuen Zwischenfall ein Ende zu machen. Ich erhob mich wie in plötzlicher Eingebung, schlug ans Glas und rief mit Donnerstimme durch den Saal: „Vive la belle épouse du brave commandant!“ Dabei trank ich dem französischen Obersten zu.

Ich hatte auf die Ritterlichkeit der Franzosen gerechnet, indem ich diesen Trinkspruch auf die schöne Gemahlin des tapferen Kommandanten ausbrachte, aber einen solchen Applaus hatte ich doch nicht erwartet. Ein förmliches Freudengetöse erhob sich um mich her, dazwischen Lachen, Rufen, Händeklatschen, — und auch der Oberst, den ich fragend ansah, lächelte sein feines Lächeln. Etwas war nicht richtig gewesen in meinem Trinkspruch, mit der „belle épouse“ hatte ich irgend eine Saite angeschlagen, die zu ungeheurer Heiterkeit anregen mußte. Ich will die Möglichkeiten nicht alle erwägen, die vorlagen — die Hauptsache war: ich hatte meinen Zweck erreicht und eine andere Stimmung unter die versammelten feindlichen Offiziere gebracht. Diesen Augenblick machte ich mir zu nutze, forderte Sell und Löffens auf, mir zu folgen, verbeugte mich vor dem lebenswürdigen Kommandanten und begab mich möglichst gradlinig zur Tür, wo uns die Binden wieder um die Augen gelegt wurden. Ich dachte immer noch, man würde uns zurückhalten, aber es geschah nichts dergleichen. Verfolgt noch von dem Lärmen und Lachen der französischen Offiziere stiegen wir wieder die steile Holztreppe hinunter. Abermals wurden wir durch die Straßen der Stadt geführt und hörten das lebhafteste Parlieren, Rufen, Schreien der Bevölkerung — „les Prussiens — les voilà — ah les diables —“ bis man uns draußen vor dem Tore die Freiheit gab.

Keinen froheren Menschen gab es als unseren Trompeter. Er hatte gerade zurückreiten und die Meldung von unserem Tode überbringen wollen.

Nun in schlankem Trabe zum nächsten Dorfe zurück. Unsere armen Leute standen noch an derselben Stelle. Sie hatten erbärmlich gefroren. Da aber die Requisitionen inzwischen beendet waren, so konnte nun der Rückmarsch angetreten werden.

Wir waren nicht nur bis unter die Wälle von Auxonne, sondern nach Auxonne hineingestreift. Da man als Soldat nun einesteils nie weniger, anderenteils aber auch nie mehr tun soll, als einem befohlen wird, so konnte ich einige Beklemmungen nicht unterdrücken, als ich unserem General die Antwort des französischen Obersten überbrachte. Gott sei Dank bemerkte ich während meines Berichtes neben einigem Befremden in seinen Zügen doch auch ein gewisses Vergnügen. Und schließlich sagte er: „Obwohl diese Eigenmächtigkeit eigentlich strafbar ist, will ich doch Gnade vor Recht ergehen lassen, denn ich werde lebhaft an die Husarenstrieche unter Friedrich dem Großen erinnert und sehe zu meiner Freude, daß der alte Reitergeist noch nicht ausgestorben ist.“

Die Franzosen hatten schnell genug eingesehen, daß sie dupiert waren, denn am nächsten Tage schon stand unter dem Titel „Eine Kriegslust“ das ganze Ereignis in einer französischen Zeitung.

Zu spät, da der vermeintliche „Belagerungspark“ mit der nötigen Übung für unsere Truppen längst in Sicherheit war.

Der Burgunder aber muß ausgezeichnet gewesen sein. Denn seiner Einwirkung war es doch zuzuschreiben, daß mir der geniale Gedanke zu dem Toast auf die schöne Gemahlin des braven Kommandanten gekommen war. Und da dieser erlösende Toast uns wahrscheinlich das Leben, mindestens aber die Freiheit gerettet hatte, so halte ich sehr viel von gutem Burgunder.“

(Nachdruck verboten.)

Die neue frau in der Türkei.

C. K. Wie alte Rechte und — moderne Kleidung das Los der türkischen Frau schützen und verbessern, das schildert Anna Bowman Dodd sehr interessant in einer eingehenden Studie, die sie im „Century Magazine“ veröffentlicht. Der Europäer, dem es nach längerem Aufenthalt unter Türken gelingt, einen Einblick in deren häusliches Leben zu erhalten, wird sehr erstaunt sein, die weit verbreitete Anschauung, daß die Polygamie in der Türkei allgemein sei, unrichtig zu finden: die größte Anzahl der oberen Zehntausend, die man in Gesellschaft trifft, hat, wenigstens nach außen hin, die europäische Sitte der Monogamie angenommen. Es gibt allerdings noch genug Harems voll Frauen; aber es ist kaum daran zu zweifeln, daß die neue „Mode“ zunehmen wird; denn ein regelrechter Harem ist das kostspieligste Geschenk, das ein Türke sich selbst machen kann. Jede seiner vier Frauen muß ihre eigene Wohnung mit Sklaven, Köchen und Ausstattung haben. Jede Frau oder Odaliske muß, wenn sie auf der Höhe der jetzigen Mode stehen soll, ihr eigenes Klavier, Pariser Kleider und ausländische Lehrer für ihre Söhne und Töchter haben; keine der Frauen darf vernachlässigt werden; jede hat ihre Klaren, genauen, gesetzlichen Rechte — so zahlreiche, daß es oft scheinen möchte, als lebten die europäischen mehr als die Osmanli-Frauen in Knechtschaft.

Wenn also ein Türke nicht sehr reich ist, so begnügt er sich mit einer Frau. Die schönen, in ihrer Art klugen Tcherkessinnen werden gerne zur Frau gewählt, wenn auch die gekaufte Frau wieder die alten demoralisierenden Zustände herbeiführt. Aber das Kaufgeld für eine schöne tcherkessische oder georgische Sklavin kommt gegenüber den großen Hochzeitsgeschenken und Festlichkeiten, die ein türkisches Mädchen zu beanspruchen hat, nicht in Betracht; wenn die Sklavin aus dem Hause einer großen Dame stammt, ist sie in der Regel ebenso gut erzogen wie ein türkisches hochgeborenes Mädchen; namentlich die schöneren Sklavinnen werden höchst sorgfältig erzogen und geschult. Auch fällt bei einer solchen Heirat die Verpflichtung gegen eine etwaige Familie der Braut fort. Wenn die Sklavin erst rechtmäßig verheiratet ist, hat sie alle sozialen Rechte der türkischen Frau. Für Sklavinnen hat Mohammed durch seine Gesetze nicht weniger gesorgt als für freie Frauen. Die Kinder einer Odaliske haben gleiche

Rechte wie die Kinder des rechtmäßigen Weibes; die Odaliske erhält in solchem Fall Lebensunterhalt, oder sie erhält die Freiheit und wird geheiratet. Die Rechte der Frauen in der Türkei sind über zwölf Jahrhunderte, bevor das christliche Europa oder Amerika Scheidung oder Unterhalt den Frauen zusicherte, klar festgestellt worden. Der Mohammedaner erhält zugleich mit jeder seiner Frauen, wenn sie freie Mädchen sind, eine Mägdt, von der die Hälfte beiseite gelegt wird. Wenn ein Mann seine Frau verachtet, so wird sie mit der halben Mitgift zum Vater zurückgeschickt. Daher ist die Scheidung in der Türkei wenig verbreitet.

Man hat die Moslemfrauen vielfach bemitleidet; indessen gewähren die auf die Frauen bezüglichen Gesetze den Frauen einen höheren Grad von Schutz, als irgend ein Gesetz seit dem mittleren römischen Recht. Nur die neuesten Freiheiten und Schutzgesetze durch die Scheidungsgesetze und die Eigentums-gesetze, die jetzt in den Vereinigten Staaten in Kraft sind, können mit den türkischen verglichen werden; die Nutzung ihres Eigentums und anständiger Unterhalt je nach dem Range des Gatten werden auf das genaueste zugesichert. Eine unauffällige, aber stetige Revolution wird dazu durch die Einführung europäischer Kleidung bewirkt. Seit Abdul Aziz aus Paris französische Modeanschauungen mitbrachte und bei den Frauen seines Harems die raffinierten Pariser Toiletten einführte, haben der Geschmack und die Wünsche der Türkin rückwirkenden Einfluß auf türkisches Leben und Finanzen. Wenn die türkische Kleidung auch prächtig und mit Juwelenstickereien versehen ist, so wechselte sie doch nicht, während jetzt jede Mode mitgemacht werden muß. Unzählige Schachteln mit Kleidern, Ballkleidern, Dinertoiletten, feinstem Unterzeug werden dem reichen Türken mit dem Orient-Express oder dem Marceller Dampfer gefandt. Während vor 20 Jahren der Bey oder Pascha 200 Frauen hatte und sich als reicher Mann fühlen konnte, kann er jetzt kaum die Ansprüche einer einzigen Frau und ihrer Töchter befriedigen. Nur die Sklavinnen tragen noch die verhältnismäßig billige türkische Kleidung. Der Schleier ist nicht mehr der frühere „*haskma*“, der nur die Augen freiläßt, sondern es ist ein wirklicher dicker Schleier. Übrigens muß nur nach der Heirat das Gesicht einer Mohammedanerin unsichtbar bleiben, außer für den Mann und die Leute ihres eigenen Haushaltes.

Um Einkäufe zu machen, trägt selbst die Frau des reichsten Paschas Rock und Bluse unter dem türkischen Mantel. Die Tradition gibt der Moslemfrau eine feste und unabhängige Stellung innerhalb ihres eigenen Hauses. Die „*hanoum*“ oder erste Frau ist das rechtmäßige Haupt jedes türkischen Haushaltes; sie bleibt es auch meist, denn türkische Eltern geben in der Regel nicht ihre Tochter als Untergebene eines „ersten Weibes“. Die Sklavin kann nach siebenjähriger Knechtschaft ihre Freiheit verlangen. Sie tut es selten, außer in dem seltenen Fall, daß sie grausam behandelt worden ist. Die Vorzüge der Erziehung, die sie genießt, und vor allem die Mitgift und Ausstattung, die sie bei der Heirat erhält — diese Vorteile machen die Stellung einer Sklavin in einem guten türkischen Haushalt günstiger, als ihr Leben in der niederen Klasse ihrer Eltern. Von einem Händler zum Verkauf gewählt zu werden, von einer „*hanoum*“ wegen ihrer Schönheit gekauft zu werden, ist für eine arme Tischersfrau ebenso sehr ein Glück, wie die eventuelle zukünftige Erhebung zur rechtmäßigen Frau oder „*seraili*“.

(Nachdruck verboten.)

Stimmungsbilder aus dem australischen Busch,

in denen die Eintönigkeit, aber auch die eigenartige Größe der Natur in diesem seltsamen Lande zum Ausdruck kommt, entwirft der englische Reisende F. A. Mc Kenzie, der sich zum Studium der Goldfeldergebiete Westaustraliens dorthin begeben hat. Der Zug nach den Goldfeldern verläßt Perth um 7½ Uhr abends. Der Reisende tut gut, bis in den Morgen hinein zu schlafen; wenn das Tageslicht kommt, befindet man sich „im Busch“. Der Busch macht zuerst keinen Eindruck. Man stelle sich ein Stück unbebautes Land vor, halb Heide, halb Wald, dessen Bäume nicht höher als zurückgebliebene Sträucher sind, und man hat den Busch. Kleine niedrige Bäume mit knorrigen Stämmen und phantastischen Zweigen zu Tausenden, zu Millionen, bis Zahlen nicht mehr auszureichen scheinen, um ihre Menge auszudrücken. Außer Eidechsen, Skorpionen, Heuschrecken, Fliegen, und seltenen Schlangen gibt es hier tatsächlich kein Leben. Das Känguruh ist ausgestorben und der Emu fast unbekannt. Hat man Glück, so

sieht man auf 200 Meilen zwei oder drei Vögel, einen Sperling, der in einer unbekanntem Welt um sein Leben kämpft, ein träger, böse aussehender Geier, der beim Fliegen nach Beute späht. Plötzlich stößt er mit erbarmungsloser Schnelligkeit herab; man hört nur den einen Augenblick dauernden Kampf zwischen seinem Schnabel und dem kriechenden Etwas auf der roten Erde, und er steigt träger als je hinauf, nachdem der Hunger etwas gesättigt ist.

Wenn sich der Busch aber hunderte von Meilen so erstreckt, und der Anblick immer derselbe bleibt, so dämmert es schließlich jedem, warum diese schrecklich große Eintönigkeit die Einbildungskraft und die Herzen aller derer gefangen genommen hat, die viel damit zu tun hatten. Der Mensch ist anscheinend das einzige lebende Wesen hier. Ab und zu kommt man an einer einsamen Heimstätte vorbei, die selten Haus genannt werden kann. Öfter ist sie ein Ding aus Sackleinwand oder Packstoffen und vielleicht einer oder zwei Platten Bedachung. Gewöhnlich ist sie klein, acht zu zehn Fuß. Wenn die Eigentümer dazu imstande sind, so bedecken sie sie mit weißer Tünche oder malen sie weiß an, wodurch sie denn vier Meilen in der Runde blendet. Gärten und Vieh sieht man nicht, denn dazu gehört Wasser, und Wasser ist hier das kostbarste Gut. Die Natur hat dieser Wildnis das Wasser versagt; der Mensch hat beschlossen, es zu verschaffen. Auf einer Seite der Eisenbahn sieht man eine mit dem Geleise parallel laufende breite Röhre, die gewöhnlich mit Erde oder Eisen bedeckt ist. In langen Zwischenräumen kommen Pumpstationen. Dies ist das große Coolgardie-Wassersystem, das von der Rüste Wasser nach Coolgardie pumpt und etwa 60 Millionen Mark gekostet hat. Vor neun Jahren kostete hier das Wasser mehr wie das Bier in London. Manchmal bezahlte man 2,50 Mark für eine Gallone eben kondensierten, noch warmen Wassers; 1 Mark für eine Gallone fand niemand zu viel. Der Schankwirt reichte seinem Kunden die Whiskyflasche, damit er sich selbst bediente, aber das Wasser zur Mischung maß er sorgfältig ab. Wenn man ein Bad nahm, so wurde einem ein Eimer mit einem falschen Boden über den Kopf gehalten. Mit einem Ruck wurde der Boden entfernt, und dann lief das Wasser an dem Badenden herab in eine Wanne auf dem Fußboden. Dort wurde es sorgfältig für den nächsten aufbewahrt, wie es wahrscheinlich schon ein halbes Duzend Mal vorher gebraucht worden war. Das kostete 2,50 Mark.

Wassermangel und schlechte Nahrung sind auch die Ursache der großen Typhusepidemien, unter denen die Goldfelder bis auf den heutigen Tag leiden. Westaustralien ist eine Kolonie kühner Menschen. Sie sahen, daß nur ein radikales Mittel diesem Mangel abhelfen würde. Daher das Wassersystem, das etwa 360 Meilen nach Coolgardie geht und täglich fast sechs Millionen Gallonen trägt. Dadurch wird die Sache im großen gelöst, so weit der Bedarf für menschliche Wesen um die Hauptzentren herum in Betracht kommt. Auf dieser Fahrt gibt es natürlich keinen Luxus in der Verpflegung. In einem Lande ohne Röhre gibt es auch keine frische Milch, und die primitiven Kolonisten, die die Gasthäuser bewirtschaften, sind keine Kochkünstler. Aber ist man erst 600 Meilen von der Zivilisation entfernt, so wird man sich nach dieser Nahrung zurücksehnen. Die Stationen fliegen vorbei; jede besteht gewöhnlich aus wenigen Wellblechhäusern.

Es wird wärmer, unter allgemeiner Zustimmung werden Röcke und Westen ausgezogen, und wir sitzen in Hemdsärmeln. Auf dem Geleise weht eine Miniatur-„*willy-willy*“, eine Art Sandstrudel. Einen Monat später rasen die „*willy-willys*“, und alles fällt vor ihnen. Kommen sie durch eine Aufwindung, so bezeichnen Häuser ohne Dächer ihre Spur; fangen sie einen Menschen, so bleibt ein vom Sand erstickter Leichnam zurück. Wer sich nicht mit Proviant versehen hat, wird hungrig, da außer Tee und belegtem Brot unterwegs nichts zu haben ist. Aber die Pracht des Landes läßt einen selbst den Hunger vergessen. Den Sonnenuntergang im Busch vergißt man sein Lebelang nicht, und den westlichen Himmel kann man erst ansehen, wenn die Dämmerung seine Pracht verschleiert. Dann kommt Stille und Dunkelheit, die hunderttausend Sterne und der aufsteigende Mond erhellen. Bei diesem Anblick begreift man, daß der Buschmann mit solchen Dingen vor sich ein tiefster Mann sein muß. . . .

Au der Eisenbahnstation besteigen wir dann die altmodische Postkutsche. Die vier Pferde erregen Wolken roten Staubes, der uns trotz der Lederkappen bedeckt. „Das schadet nichts“, sagt ein alter Erzschürfer, „in den Goldfeldern wird man nur einmal staubig, und damit für immer.“ Weiter, immer dasselbe Bild. Dieselben Linien des Busches, dasselbe Fehlen des Lebens. Das ist der Busch, der das Gold des Westens hütet und Hunderte derer verschlungen hat, die ihm ihre Reichtümer zu nehmen versuchten.“

C. K.

(Nachdruck verboten.)

Aus aller Welt.

O K Die Auffindung eines spanischen Silberschiffes. Nach jahrelangem Suchen ist das Wrack eines spanischen Schiffs, das im Jahre 1835 in der Nähe von Miami an der Küste von Florida auf Grund geraten ist, endlich entdeckt worden, und ein Gerichtsmarschall ist eingesetzt, das alte Schiff aus dem Sande zu graben. Die Geschichte dieses Schiffes ist ein ganzer Roman. Wie die alten Einwohner erzählten, entkam nur ein Neger, der Matrose war, als das Schiff zu Grunde ging. Er fuhr bald nach dem Ereignis nach New-York und teilte das Geheimnis des Schatzschiffes später einem Matrosen mit, der als „Onkel Ned Pent“ bekannt und mit dem Meere bei Florida vertraut war. Leider konnte er keine Expedition zur Auffindung des Schatzes organisieren; er trank übermäßig und verriet nur im Rausch alle Tatsachen über das Schatzschiff. Im Jahre 1859 stellte er die Lage eines Wracks fest, das seiner Meinung nach der Beschreibung des überlebenden Negers entsprach. Bei näherer Untersuchung fand er mehrere Barren oder Ingots, die er nur für Blei hielt; er lud sie auf sein Boot und machte sich damit nach Key West auf, wo er viel Geld und manchen guten Trunk dafür bekam. Der Käufer dieses „Bleiballastes“ entdeckte bald dessen wahren Charakter und suchte zu erfahren, von wo der Schatz kam. Aber „Onkel Ned Pent“ war nach Sünden fortgejagt. Dann kam der Bürgerkrieg und „Onkel Ned Pent“ fand nicht Zeit, sich nach dem alten Wrack umzusehen. Nach Beendigung des Krieges hatten Stürme das Wrack so zerstört oder mit Sand bedeckt, daß keine Spur mehr gefunden werden konnte. Der Bericht von dem Schatzfund hatte indessen einen New-Yorker Bürger so begierig gemacht, daß er eine Gesellschaft zur Nachforschung ausrüstete und Tausende von Dollars dafür verausgabte. Als seine Mittel erschöpft waren, kaufte er eine Besitzung in der Nähe und fuhr nach jedem Sturm die Küste auf und ab, in der Hoffnung, eine Spur zu finden. Die Suche wurde noch von verschiedenen Gesellschaften wieder aufgenommen und während fast eines halben Jahrhunderts weitergeführt. An der Küste sah man zahlreiche Hacken und zurückgelassene Geräte der Männer, die vergeblich die kostbare Ladung gesucht hatten. Das alles trug natürlich dazu bei, immer wieder andere Leute anzustacheln, die Sache aufzunehmen. Einige kamen mit langen spitzen Eisenstangen, mit denen sie den Sand aufwühlten. Kürzlich stieß man nun über 20 englische Meilen von Miami entfernt auf einen Gegenstand, der augenscheinlich von Holz war. Der Sand wurde weggeschaufelt, und man kam schließlich in der Tat auf ein Schiffswrack. Das Schiff wurde verzeichnet und eine Anzahl Leute begannen die Ausgrabung. Das Schiff hatte dazu gedient, Schätze von Mexiko nach Europa zu befördern; die Schiffe, die für ungemünztes Edelmetall bestimmt waren, waren sehr stark gebaut, mit einer Reihe von Risten und Läden von schwerem, eisenbeschlagenem Eichenholz an jeder Seite, die an das Schiff selbst befestigt und vernietet waren; sie konnten nicht entfernt werden, ohne daß man das Schiff selbst zerstörte. In diese Risten war die kostbare Ladung gleichmäßig verteilt. Während der letzten Suche wurden von den Arbeitern Saugpumpen zum Entfernen des Sandes benutzt. Man bohrte mit großen Bohren längs der einen Seite des Schiffes und fand Risten und Schätze unberührt; dies zeigte sich darin, daß eine Menge abgeschabtes Silber mit den Bohrspänen vermischt war. Die Prüfung ergab 90prozentiges Silber. Das Schiff scheint etwa 100 Fuß lang zu sein. Es liegt mit dem Borderteile mehrere Fuß unter der Oberfläche, mit dem Hinterteile tiefer. Ein eiserner Rastendamm wird um den Schiffsrumpf gebaut und dann das Schiff ausgepumpt, um die Silberladung zu erreichen. Alles das erfordert natürlich viel Arbeit und Zeit. Den genauen Wert der Barren, der vielleicht Millionen beträgt, kennt noch niemand.

(Nachdruck verboten.)

Rätsellese.

Kapselrätsel.

Grünspecht, Gerichtshof, Staubtuch, Geschenk, Preisangabe, Psalmist, Abreise, Fuhrmann, Drachengift, Tischgast.

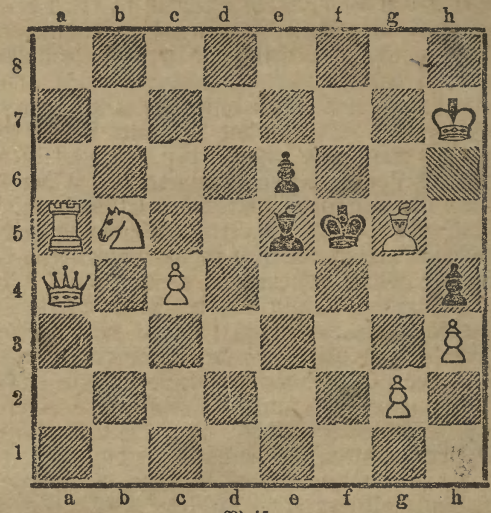
Es sind zehn bekannte Hauptwörter zu suchen, die der Reihe nach in vorstehenden Wörtern versteckt sind. Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter müssen im Zusammenhang gelesen eine europäische Hauptstadt bezeichnen.

Bilderrätsel.



Schachaufgabe.

Von G. Ferber in B.c.



Weiß.
Weiß zieht und setzt in 2 Zügen Matt.

(8+4)

Auflösung des Bilderrätsels.

Staubsaugsbeamter.

Auflösung des Homogramms.

A S M
A n t o n
S t i n t
M o n a t
n t t

Auflösung des Kapselrätsels.

Pol, Ort, Rüge, Tang, Ulan, Gas, Aster, Leim — Portugal.

Auflösung des Scherzrätsels.

Posaune (Po, Sau, ne [un]).

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenverteilung:

B. c, dB; a10; b10; cK, D, 7; dK, 9, 7.
M. aA, D, 9, 8, 7; bA, D, 9, 8, 7.
H. a, bB; aK; bK; c10, 9, 8; d10, D, 8.
Stat: cA, dA.

Das Spiel ist selbstverständlich. Bei Tournee wird das tournierte Aß und eine D von a oder b gedrückt (14); der Spieler macht auf aA und bA einen Stich mit je 25 = 50 Augen und bekommt das gefundene Aß noch heim (11), sodas er 75 erhält. Bei a-Solo oder b-Solo kann er Trumpf-A und D verstecken (14) auf c oder d, nimmt auf das Farben-Aß den vollen Stich mit 10 und K herein (25), sodas er mit dem Stat 61 hat.

Bei c-Solo, d-Solo und Großspiel geht das Spiel:
1. B. cD, a7, c10 2. H. aK, a10, aA (25)
3. M. bA, bK, b10 (25). Das macht mit dem Stat 72.

Nichtige Lösungen gingen ein von: Else Gauerte, Else v. Grenfels, Willy Krause, Leu, Lina und Johanna Kurnit, Else Jaekel, Karl Garbe, Herbert Gohlke, Alfred Böhm, H. Gliente, Rudolf Goede, Max Bernwaldt, August Schwantes, Emil Joppe, Erich Blume, Wilhelm Rohnte, Herbert Weiß, Kurt Richter, Hans Schulz, Willy Richter, Bromberg. Albrecht, Schlenzenau, Meta Werner, Labischin, Alfred und Emmy Gundlach, Marie Gelfer, Schellong, Reinhold und Martha Brüche, Elsa König, B. Jopp, Edeline Eichholz, Martha Barnas, Bromberg.